UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Kampf um Nordchina

Menz, Gerhard

Bern [u.a.], 1936

Die natürlichen und geschichtlichen Grundlagen

urn:nbn:de:hbz:466:1-82914

Visual Library

Die natürlichen und geschichtlichen Grundlagen

Der Kampf um Nordchina dauert mit wechselndem Erfolg bereits über 2000 Jahre. Wenn nicht alles trügt, steht gerade jetzt eine entscheidende Wendung bevor, die wiederum für einige Zeit die Dinge festzulegen bestimmt ist. Die lange geschichtliche Erfahrung aber scheint dafür zu sprechen, daß auch diese Lösung, möge sie ausfallen, wie sie wolle, noch nicht die letzte und endgültige sein dürfte. Die Gebiete, um die es sich handelt, sind augenscheinlich eine schicksalhafte natürliche Spannungszone, in der sich Einflüsse verschiedenster Art kreuzen und nie völlig zur Ruhe kommen sollen. Die Natur bestimmt den ewig gleichbleibenden Schauplatz. Immer wieder frische Kräfte finden sich darauf zusammen, in stets neuer Besetzung und Anlage ein Spiel aufzunehmen und fortzuspinnen, das in den Leitmotiven sich wiederholt, in Gruppierung und Pointe aber immer wieder neue Überraschungen bringt.

Blut und Boden

In einem weitgedehnten Bogen legt sich die nordchinesische Tiefebene vom Golf von Tschili bis in die Marschgebiete nördlich der Yangtsekiang-Mündung um den Gebirgshorst der Schantunghalbinsel, die „Berge im Osten". Sie ist aufgebaut aus den Ablagerungen, die in Äonen die Flüsse von den Bergen im Westen und Norden heruntergeschwemmt haben: der Hwangho, der Gelbe Fluß, die „Sorge Chinas", der nach dem Durchbruch bei Tungkwan in Schensi, dem Land der „Westpässe", von Kaiföngfu ab seinen Lauf immer wieder abwechselnd auch noch in den Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bald nördlich, bald südlich an Schantung vorbei zum Meer sucht —, der Peiho, der mit seinen Nebenflüssen vom Weiho bis zum Hunho die Wasser aus den „Bergen im Westen", dem Randwall der Provinz Schansi, sammelt und von Tientsin an vereint in den Golf von Tschili führt —, der Lwanho endlich (um kleinere zu übergehen), der im Norden zwischen Mandschurei und Mongolei das Bergland

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

um Dschehol entwässert (Jehol, ein kaiserlicher Jagdgrund mit heißen Quellen, „Wildbad"). Die Fruchtbarkeit dieser Alluvialböden wird stellenweise noch erhöht durch die Lößablagerungen, die ebenfalls vor Menschengedenken die trockenen Winterwinde aus West und Nordwest angeweht haben. Fast könnte man es als weiteres Naturgeschehen ansehen, daß die Bewohner der Gebiete im Westen und Norden nur dem Wasser ihrer Berge und dem Staub ihrer Steppen nachgegangen sind, wenn sie immer wieder, seit sich Geschichte dort verfolgen läßt, nach der Ebene zu ihren Füßen strebten. Es zog sie mehr aber noch der Reichtum an, der dort erblühte.

Im letzten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung entwickelte sich in jener gesegneten Ebene das „blühende Land der Mitte", Dschung Hwa Min Kwo, wie sich ganz China noch heute nennt. In der Gegend des schon erwähnten Kaiföngfu befand sich lange seine Hauptstadt. Das wertvollste Erzeugnis des Gewerbefleißes seiner Bewohner war die Seide. Sie gelangte schon vor 2000 Jahren auf weiten Karawanenwegen durch das heutige Kansu und Sinkiang bis zu den hellenistisch beeinflußten Staaten Mittelasiens, später auch bis nach Rom. Auf den Gewinnen aus diesem Handelsverkehr und dem Ertrag seiner fruchtbaren Erde beruhte der Wohlstand des chinesischen Volkes wie die Stärke und das Glück des chinesischen Staates in jenen Jahrhunderten. Beides mußte aber auch ständig verteidigt werden. Das werdende „Reich der Mitte" hatte Feinde ringsum. Die nächsten Nachbarn im Stromgebiet des Yangtsekiang wurden schon sehr früh unterworfen und der chinesischen Kultur gewonnen. Diese Gebiete bilden zu Beginn unserer Zeitrechnung bereits eine Einheit mit dem alten chinesischen Kerngebiet am Hwangho. Schritt für Schritt drang der chinesische Einfluß immer weiter südwärts vor, bis im 17. Jahrhundert die Herrschaft Chinas sich auch über das heutige französische Kolonialgebiet Hinterindiens und bis nach Burma erstreckte. Die volkliche Durchdringung und Angleichung ging mit dieser Gebietserweiterung nur teilweise Hand in Hand. Bis zum 10. Jahrhundert erfuhren die Küstengebiete um Kanton wohl eine sehr beträchtliche Durchsetzung mit Militärkolonien. Seitdem besteht eine sehr enge Ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bindung zwischen diesen Gebieten und Altchina. Die große, reiche Provinz Szetschwan, das „Vierstromland“ am oberen Yangtsekiang, wurde ebenfalls schon verhältnismäßig früh in weitestem Umfang chinesisch besiedelt. Die eingeborene Bevölkerung im Innern Südchinas dagegen blieb bis ins 19. Jahrhundert ziemlich sich selbst überlassen und ist im Grunde erst im Laufe der letzten 100 Jahre chinesiert, kaum aber rassemäßig umgewandelt worden. Indochina — von Burma ganz zu schweigen — blieb so unverändert, daß seine Abtrennung völkische Bande nicht zerrissen hat. Nur seine Kultur hat es von China empfangen. So groß nun aber auch die Unterschiede zwischen Nord und Süd in China sein mögen, bisher haben sie auf die Dauer die Einheit des Ursprungsgebiets des chinesischen Volkstums und der später von ihm erschlossenen Provinzen noch nie in Frage gestellt. Man ist aufeinander angewiesen, wie die Erfahrung gelehrt zu haben scheint. Man ringt immer wieder um den maßgeblichen Einfluß in diesem Gesamtchina, den „18 Provinzen“. Der Schwerpunkt verschiebt sich gelegentlich. Aber die Kräfte der Überlieferung waren bisher immer noch stark genug, vorübergehende Brüche stets wieder zu überwinden. Dabei hat zweifelsohne mitgesprochen, daß der Bestand Chinas, wenn wir von der vorchristlichen Zeit absehen, von Süden her in seiner ganzen langen Geschichte nie ernstlich bedroht worden ist. Auch das Andringen der Mächte des Abendlandes vom Meer her seit dem 16., insbesondere im 19. Jahrhundert, ist nicht so weit gegangen, so große Gefahren es für China heraufbeschworen hat. Anders liegen die Dinge an der Nordfront. Das ist die eigentliche Kampfzone. In der Verteidigung dieser Grenze ist China zur Einheit zusammengeschweißt worden. Hier kämpft der Bauer gegen die Steppe. Hier geht es deshalb zutiefst und entscheidend um Sein oder Nichtsein. Das äußere Wahrzeichen dafür ist das gigantische Bauwerk der großen chinesischen Mauer, das von je das Staunen der Welt erregt hat. Kein anderes Volk hat eine solche Verteidigungsanlage aufzuweisen. Der römische Limes, an der ehemaligen Germanengrenze zwischen Rhein und Donau, vermag sich nicht damit zu messen, obwohl er seiner Aufgabe nach zum Vergleich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herangezogen werden kann. Auch der französische Festungsgürtel zwischen Maas und Jura verblaßt dagegen, zieht man den Abstand der technischen Entwicklung in Rechnung. Selbst die Große Mauer hat aber den Kampf um Nordchina nie endgültig zum Stehen gebracht. Seine Wogen haben immer wieder darüber hinweg geschlagen. Wie in einem gewaltigen Flut- und Ebbespiel rückte seit Errichtung dieses Wellenbrechers noch immer wieder bald die Front weit nach Süden vor, bald zog sie sich wieder weit nach Norden zurück.

Um die Große Mauer

Die Anfänge des Ausbaus der Großen Mauer fallen in die Zeit, als im Abendland Rom mit Hannibal auf Leben und Tod rang. Sie erfüllte im großen ganzen zunächst ihren Zweck bis in die Zeit, als im Westen Roms Untergang eingeleitet wurde. Als Europa dann unter den Erschütterungen der germanischen Völkerwanderung erzitterte, war die Große Mauer von den Nomaden im Norden überrannt. Sie eroberten alles Gebiet bis zum Yangtsekiang, und ihre Herrschaft über Nordchina, die auch rassemäßig nachhaltige Spuren hinterlassen hat, dauerte bis zum Beginn des 7. christlichen Jahrhunderts, also bis in die Zeit etwa, als die arabische Völkerwanderung einsetzte. Von der Urheimat der Chinesen, von Schensi aus gelang die Rückeroberung und Wiederaufrichtung Chinas. Unter den Tang, den Zeitgenossen der Merowinger und Karolinger, erlebte es eine Glanzzeit. Als das Heilige Römische Reich Deutscher Nation dann unter den sächsischen und salischen Herrschern Europa verkörperte, war nach kurzer Unterbrechung auch China wieder unter den ersten Sung-Kaisern auf der Höhe seiner Macht. Aber schon zur Zeit der Staufen ging Nordchina wiederum an Tartaren, die aus der heutigen südlichen Mandschurei kamen, verloren. Wieder lag die Grenze am Yangtsekiang. Das 13. Jahrhundert brachte den Aufstieg der Mongolen. In Europa zerschellte ihr Vorstoß auf der Walstatt bei Liegnitz an deutscher Rittermacht. China unterstand von 1260 bis 1368 ihrer Herrschaft, und zwar in vollem Umfang. In der Zeit aber, in der Karl IV.,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Luxemburger, dem Deutschen Reich eben die neue Verfassung gegeben hatte, schüttelte China die mongolische Herrschaft ab und machte sich unter den Ming-Kaisern frei. Damit war die Große Mauer erneut die Grenze. Die Notwendigkeit und Wichtigkeit ihrer Verteidigung machte in den nächsten Jahren — es ist die Zeit der Hussitenkriege in Deutschland — die Verlegung der Hauptstadt von Nanking nach Peking erforderlich. Schon der Mongole Kublaikhan hatte hier bei Kambaluk sein Zeltlager gehabt, das auch ein Marco Polo bewundernd kennen gelernt hatte. Bis in die letzten Jahre ist Peking seitdem die Hauptstadt Chinas geblieben. So unvorteilhaft ihre Lage ganz am Rande des Reiches für die Beherrschung der alten „18 Provinzen" erscheinen mochte, die strategischen Gründe gaben den Ausschlag. Die Straße von Urga-Kiachta her über Kalgan und den Nankau-Paß wie die von Dschehol her über den Paß von Kupeikou und auch die aus dem Liauho-Tal, der südlichen Mandschurei, an der Küste entlang durch die Enge von Schanhaikwan, wo die Große Mauer zum Meer herabstürzt, sind von der Pekinger Ebene aus am bequemsten zu überwachen und notfalls auch am raschesten zu sperren. Hier also mußte die Verteidigungsmacht bereit gehalten und der Hauptwiderstand geleistet werden gegenüber der von Norden drohenden Gefahr. Das stellte indessen auch besondere Verwaltungsaufgaben. So reich die nordchinesische Ebene auch ist, für die Bedürfnisse des kaiserlichen Heerlagers, auch nur des Hofes schon, vermochte die engere Umgebung der neuen Hauptstadt allein nicht aufzukommen: Die Sicherung der Versorgung Pekings verlangte besondere Maßnahmen. Deshalb hatte sofort schon Yunglo, der Ming-Kaiser, der nach dem Norden übersiedelte, den Ausbau des alten Kaiserkanals bis nach Tientsin angeordnet, auf dem dann Tributreis aus den Yangtseprovinzen herangeschafft werden konnte. Als sich später die Leistungsfähigkeit des Kanals als nicht ausreichend erwies, wurde eine entsprechende Dschunkenflotte eingesetzt, die auf dem Seewege die Verfrachtung übernahm. Das bedeutete naturgemäß eine erhöhte Verwundbarkeit Chinas, namentlich als die europäischen seefahrenden Völker im Gelben Meer auftauchten. Um den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Transport zu beschleunigen, baute Lihungtschang in der Mitte des 19. Jahrhunderts für diese Zwecke eine erste chinesische Dampferflotte, die vorläufig auch die einzige geblieben ist. Im Zusammenhang mit dieser Entwicklung erlangte zugleich Tientsin als Hafen Pekings seine überragende Bedeutung. Das schloß des weiteren die Notwendigkeit in sich, die Verbindung zwischen Tientsin und Peking unbedingt sicher zu stellen, eine Frage, die vor allem wichtig wurde, als die fremden Mächte, die mit Ausnahme Rußlands unmittelbar ja keine Landgrenze mit China gemein haben, sondern für es „die Seemächte" sind, in Peking ihre Vertretungen einrichteten und Tientsin als Eingangspforte brauchten. Zur Verteidigung der Stadt gegen die See wurden an der Peiho-Mündung die später in den Kämpfen des Boxerkrieges bekannt gewordenen Taku-Forts geschaffen. So erhielt die Nordfront einen Flankenschutz und eine Erweiterung, die noch gegenwärtig ihre Bedeutung hat. Wir greifen mit dem Letzterwähnten allerdings der Entwicklung schon etwas vor. Zunächst sollten hier nur die älteren geschichtlichen Grundlagen dargelegt werden. Das Gesagte wird aber die Wichtigkeit der Entschließung Yunglos, Peking zur Hauptstadt zu machen, belegen.

Klima und Wanderungsdruck

Mit der Eroberung Chinas durch die ebenfalls aus dem Norden kommenden Mandschus — sie fällt zeitlich, von der deutschen Geschichte aus gesehen, mit dem Dreißigjährigen Krieg zusammen — erhält die ältere Entwicklung einen Abschluß. Unter ihrer Herrschaft nehmen die Verhältnisse an der Nordfront eine neue Gestalt an. Die Dinge wollen auch im einzelnen nun genauer betrachtet sein. Der bisherige Rückblick hat gezeigt, daß im Laufe der Zeit sehr bedeutende Veränderungen an der Nordfront eingetreten sind. Nordchina war zeitweise aus dem chinesischen Gesamtverband herausgelöst, und zwar mehr als einmal. Spuren dessen sind zum Teil noch heute vorhanden. Sie zeigen sich nicht zuletzt im Volkscharakter. Der Nordchinese steht rassisch seinen Nachbarn in den Steppen im Norden infolge der in den Jahrhunderten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bis zur Aufrichtung der Mandschuherrschaft durchgeführten Blutmischung in weitem Umfang näher als seinen Landsleuten im Süden, namentlich dem Temperament nach. Von entscheidendem Einfluß sind dabei vor allem aber auch die klimatischen Lebensbedingungen und die Aufgaben, die der Boden, die Ackerscholle den Bewohnern und Bebauern stellt. Nordchina hat sich den traurigen Ruf erworben, das Land der Hungersnöte zu sein. In der Provinz Tschili waren seit Beginn unserer Zeitrechnung nicht weniger als 144 außerordentliche Dürreperioden in den Annalen zu vermerken, in der Nachbarprovinz Honan 143. Das liegt nicht nur daran, daß in diesen Gebieten im Jahr durchschnittlich nur rund 500 mm Regen fällt. Außerdem sind die Niederschläge auch noch ungewöhnlich großen Schwankungen unterworfen. Der Regenfall setzt oft zu spät ein. Es wird oft auch nur die Hälfte und noch weniger des Jahresdurchschnitts erreicht. Zeichnet man die Kurve der durchschnittlichen Jahresregenmenge von 800 mm in die Karte ein, so fällt sie fast genau mit der üblich angesetzten Grenze zwischen Süd- und Nordchina zusammen. Demgemäß ist auch das Bild des Pflanzenwuchses gestaltet. Von der möglichen Pflanzennahrung aber hängt des weiteren der Tierbestand und schließlich der Lebenszuschnitt des Menschen ab. Gerade in China lassen sich die Auswirkungen noch weiter verfolgen. Nord- wie Südchina sind übervölkert, nicht viel weniger als Japan, was man nur zu oft übersieht. Der Bevölkerungsdruck hat hier wie dort zur Auswanderung geführt. Herkunftsmäßig bedingt ist aber der Südchinese so gut wie ausschließlich über See nach Süden gezogen. Singapore z. B. ist bevölkerungsmäßig eine überwiegend chinesische Kolonialstadt. Der Nordchinese dagegen ist ebenso ausschließlich weiter nach Norden gezogen, wie schon anzumerken war. Die noch regenärmere Steppe kann allein ihm Heimat werden, für die er alle erforderlichen Erfahrungen mitbringt, um ihr abringen zu können, was er braucht und was sie zu geben vermag. Diese geopolitische Grundgegebenheit dürfte auf lange Sicht die endgültige Entscheidung bestimmen. Der Kampf um Nordchina, gerade wie er in der Gegenwart wieder im Gange ist, erhält davon sein Gesicht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN